

Literatur

Du sollst töten

Das Morden hat seinen eigenen Sound: Uzodinma Iweala erzählt literarisch anspruchsvoll von der Hölle eines Kindersoldatenlebens. Das Buch ist kein Erfahrungsbericht.

Darf man das? Über das schlimmste Leiden in Ich-Perspektive schreiben, ohne dass man es selbst erlebt hat? Man kann und darf es. Zumindest dann, wenn man es so macht wie Uzodinma Iweala in seinem ersten Roman über einen afrikanischen Kindersoldaten. Vor drei Jahren wurde „Du sollst Bestie sein!“ (im Original: „Beasts of no nation“) in den Vereinigten Staaten als Sensation gefeiert. Das Debüt des damals dreundzwanzigjährigen Harvard-Studenten beeindruckte die Kritiker weniger wegen seines skandalträchtigen Themas als aufgrund seiner ungewöhnlichen Sprache.

Denn Agu, der neunjährige Ich-Erzähler des Romans, bilanziert sein soldatisches Martyrium in einem eigenwilligen Singsang aus einfachen, lautmalerischen Beschreibungen. Es ist der traurigste Singsang, den man sich für einen Jungen vorstellen kann. Eine dem Augenblick verhaftete Ballade der Angst, der Schuld und des Sterbens, so grausam, dass Agu sie hastig erzählt und dabei immer wieder Artikel und Wortendungen verschluckt. „It’s starting like this“, beginnt



Stimmegeber: Uzodinma Iweala Foto dpa

er seinen Bericht im Original, „I am feeling itch like insect is crawling on my skin (...) and I am hearing so many thing: (...) and then the sound of somebody shouting TAKE YOUR POSITION RIGHT NOW!“

Iweala, der in Washington aufgewachsene Sohn einer nigerianischen Politikerin, lässt seinen Ich-Erzähler nicht ohne Grund viel „Present Progressive“ benutzen: die englische Verlaufsform der Gegenwart. Sowenig Agu das erlebte Grauen überwunden hat, so wenig kennt seine Chronik grammatikalisch die Vergangenheit. Stattdessen versetzt er den Leser mitten in die Hölle eines Krieges, der im Kopf des Erzählers nie aufgehört hat, auch wenn er schon lange nicht mehr in den Kampf ziehen muss.

Für Agu sind die Massaker, die Vergewaltigungen, die Toten und die blindwütigen Zerstörungen aktuell. Und er erzählt davon, als würde alles gerade erst wieder geschehen. Wie aber übersetzt man einen solchen, eigentlich unübersetzbaren Be-

richt? Marcus Ingendaay hat das Beste aus der Unmöglichkeit gemacht, indem er Agu ein schnoddriges, kumpelhaftes Präsens in den Mund legt. „Das fängt so an“, beginnt seine deutsche Übersetzung. „Mich juckt’s, wie wenn Insekten auf meiner Haut krabbeln. (...) Ich hör’ so viel Sachen auf einmal: (...) und dann, wie einer brüllt ALLE MANN ABSITZEN UND SCHERN!“

Agu ist zu jung und vor allem zu traumatisiert, um das, was ihm angetan wurde, im Nachhinein einordnen zu können. Also bewertet er in seinem Report so gut wie gar nichts, sondern beschränkt sich weitgehend darauf, rein faktisch nachzuerzählen, wofür ihm das Verständnis fehlt. Bei den schlimmsten Verbrechen aber versagen ihm selbst die einfachsten Worte. Da muss Agu dann hilflos auf Comic-Ausdrücke zurückgreifen. Und spricht von „Kawudd“ oder „Katschakk“. Harmlos klingende Kraftausdrücke, die an das „Zosch!“ oder „Krawumm!“ aus Mickey-Maus-Heften erinnern – und doch nichts Geringeres als den Sound des Tötens nachahmen.

„Kawudd“ machte es, wenn Agu jemandem auf die Brust sprang, bis derjenige Blut spuckte. „Katschakk“ machte es, wenn er mit seiner Machete auf wehrlose Menschen einhackte. Wie alle Kindersoldaten ist auch Iwealas Erzähler Opfer und Täter zugleich. Nachdem sein Dorf in einem nicht näher spezifizierten Bürgerkrieg irgendwo in Westafrika von Rebellen gestürmt wurde – und die Angreifer seinen Vater vor Agus Augen umgebracht haben, stellt ein „Kommandant“ den Neunjährigen vor die Wahl: Entweder er schliefst sich den Rebellen an, oder er muss ebenfalls sterben.

Für ein Gewehr ist Agu noch zu klein, also bekommt er eine Machete. „Gar nicht drüber nachdenken“, rät ihm ein „Leftenant“ der Truppe vor dem ersten Tötungsauftrag. Der Zwangsrekrutierte soll einen weinenden, knienden Mann niedermetzeln. Hier muss der Kommandant dem zitternden Jungen noch die Hand führen, während die anderen Soldaten lachend danebenstehen. Doch schon bald nehmen Agus Hemmungen zu „killen“ ab. Aus dem Lehrersohn, der vor dem Krieg gern in der Bibel gelesen hat, wird ein skrupelloser Auftragsmörder, der – angeheizt durch die Droge „Gun-Juice“ – auch bei Frauen und Mädchen kein Erbarmen kennt, obwohl sie ihn an seine geflohene Mutter und Schwester erinnern. Einmal meint Agu im Blutrausch sogar: „Ich mag das Geräusch, wenn Machete in Fleisch hackt.“

Dennoch fühlt man erstaunlicherweise durchgehend Mitleid mit Iwealas Kindersoldaten, weil der Autor ohne Voyeurismus und Effekthascherei zeigt, wie aus dem eigentlich gottesfürchtigen Jungen ein „Teufel“ werden konnte. Agu hungert, muss auf dem Boden schlafen, wird vom Kommandanten vergewaltigt und schikaniert. Ein beispielhaftes Schicksal für die nach UN-Schätzungen 300 000 Kindersoldaten weltweit, das Iweala aus mehreren Erfahrungsberichten ehemaliger Rekruten zusammengesetzt hat. Nur die Erinnerung an seine Familie und der Traum, später einmal Ingenieur oder Arzt zu werden, halten Agu bis zuletzt aufrecht. Eine Erlösungsphantasie, die allerdings trotz seiner späteren Rettung kaum Chancen auf Verwirklichung hat. Denn: „Ich hab‘ mehr schlimme Sachen gesehn als zehntausend Leute zusammen. Ich hab‘ mehr schlimme Sachen gemacht als zwanzigtausend zusammen.“ Und so viele Dämonen, das ahnt auch er, wird man sein Leben lang nicht wieder los.

Uzodinma Iweala: „Du sollst Bestie sein!“ Aus dem Englischen von Marcus Ingendaay. Ammann Verlag, Zürich 2008. 160 S., geb., 18,90 €.

Neue Sachbücher



Foto Michael Kretzer

Wie Kinder sich das Universum vorstellen: So anschaulich geht es bei den Kosmologen nicht zu.

Lockerungsübungen im Weltraum

Zwischen den atheistischen Glaubenssätzen eines Richard Dawkins und den Apologeten des „Intelligent Design“ findet der Astrophysiker Owen Gingerich zu einem transzendenten Schöpfergott.

Der Stein, den wir loslassen, fällt zur Erde. Auf die Frage, warum er das tut, sind verschiedene Antworten möglich: weil wir ihn losgelassen haben. Weil er dem Gravitationsgesetz gehorcht. Weil es der Wille Gottes ist, ihn gemäß dem Gravitationsgesetz seinen Fall vollziehen zu lassen. Die erste Antwort ist lebensweltlich beiläufig, die zweite gehört in den Kontext wissenschaftlicher Erklärungen, die dritte ist eine metaphysische beziehungsweise theologische Erklärung „in letzter Instanz“. In ihrem jeweiligen Kontext gibt jede von ihnen eine gediegene Erklärung, die den anderen nicht ins Gehege kommt. Zumindest, solange die verschiedenen Erklärungsansprüche auseinandergehalten werden.

In Zeiten, in denen Evolutionsbiologie zur atheistischen „Widerlegung“ der Religion aufgetakelt wird und auf der anderen Seite Vertreter des „Intelligent Design“ ihre Überzeugung von einem durch göttliche Intelligenz gesetzten Entwurf gegen wissenschaftliche Erklärungen in Stellung bringen, ist an solche Grenzziehungen zu erinnern. Auf ein wenig riskant anmutende und letztlich doch umsichtige Weise tut das auch Owen Gingerich in seinem Buch, das aus einer Reihe von Vorlesungen an der Harvard University hervorging. Den Astrophysiker und gläubigen Christen beschäftigen darin nicht zuletzt kosmologische Verdachtsmomente, die an ein abschichtlich so und nicht anders entworfenes Universum denken lassen.

Die Phänomene, die dabei in den Blick kommen, sind aus einschlägigen Diskussionen über Zufall oder Notwendigkeit der

Entstehung intelligenten Lebens geläufig: die „Feinabstimmung“ von Expansionskraft und bremsender Gravitationswirkung in einem sehr frühen Stadium des Universums oder die spezielle Bauart des Kohlenstoffatoms, ohne die Leben nicht auf den Weg gekommen wäre.

Die Frage bleibt, was aus der faktischen Lebensfreundlichkeit des Universums zu machen ist. Sie Zufall zu nennen ist vermutlich genauso wenig sinnvoll, wie diesen Zufall unter Berufung auf einen vorgeplanten Ablauf der Entwicklung des Universums zu verneinen: Wir wissen nicht, welche Spielräume der Entwicklung für das Universum als Ganzes sinnvoll anzunehmen sind. Obwohl es natürlich an Versuchen nicht mangelt, diese Spielräume herzustellen, meist durch die entschlossene Vervielfältigung von Universen zu einem resultierenden Multiversum.

Gingerich ist nüchtern genug, sich auf das Multiversum nicht einzulassen. Er weiß, dass seine Überzeugung von einem nach Gottes Absicht sich entwickelnden Universum nicht Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzungen sein kann. Zwar mag es sein, dass die Aufmerksamkeit für einige „Feineinstellungen“ zu interessanten wissenschaftlichen Fragestellungen führt. Aber demonstrieren lässt sich daraus nichts, und das muss Gingerich auch nicht bedauern: Auf wissenschaftliche Hypothesen oder gar Beweise darf es schließlich nicht ankommen, um Gott als Schöpfer und Bewahrer des Universums anzusehen. Sie würden sich ebenso merkwürdig ausnehmen wie die atheistischen Glaubenssätze auf wissenschaftlicher Grundlage – la Richard Dawkins.

Denn darauf kommt es dem Autor sowohl mit Blick auf die Kosmologie als auch auf die für Debatten um „Intelligent Design“ wichtigen biologischen Phänomene vor allem an: dass die wissenschaftlichen Erklärungen Raum lassen für die Überzeugung von einer göttlich initiierten und erhaltenen Welt. Fatal wird es lediglich dann, wenn sich solche Überzeugung als Erklärungsalternative quasiwissen-

schaftlicher Art missversteht. Dann wird aus religiös grondierter Bewunderung der Schöpfung tendenziell eine Surrogaterklärung, die sich in vermeintliche oder auch wirklich bestehende Lücken wissenschaftlicher Erklärungen drängt.

Auf diesen Grenzübertritt reagieren wiederum Naturwissenschaftler oft mit einer deutlichen Aktivierung ihrer eigenen latenten Arbeitsmetaphysik. Im Handumdrehen landet man dann zum Beispiel bei groß zugeschnittenen reduktiven Thesen über die „prinzipiell“ allen Phänomenen zugrunde liegenden physikalischen Gesetzmäßigkeiten oder auch bei der Universalisierung der Vorstellung kausaler Geschlossenheit von Prozessen, einschließlich unserer selbst und unserer Lebenswelt – mit einigen rätselhaften Konsequenzen.

Solche metaphysischen Scharmützel unterläuft Gingerich mit einem Plädoyer für etwas mehr Gelassenheit angesichts einer Welt, die offensichtlich „reich an unterschiedlichen Dingen ist, mit unterschiedlichen Wesensarten und unterschiedlichen Verhaltensweisen“. Für solche Lockerungsübungen hat die neuere Wissenschaftsphilosophie und -forschung einiges an Einsichten anubieten. Gingerich nutzt sie, um Gott Raum zu verschaffen: jenseits der Wissenschaft, aber nicht gegen sie. Das hat – Leibniz wird auf Philosophieseite kurz die Ehre erwiesen – gute Tradition. Die Auffassung, dass der gläubige Kosmologe wegen seiner Offenheit für eigentlich überfordernde Fragen letztlich mehr an Erklärungen anvisieren könne als seine ungläubigen Kollegen, möchte man zwar nicht ohne weiteres unterschreiben. Aber was sollte man gegen die Ansicht des Autors einwenden wollen, als „Bewohner eines anderen Orts, jenes geheimnisvollen Irgendwo, das vage auch als Jenseits bezeichnet wird“, weitere Einblicke zu gewinnen. Sofern dort noch gelten sollte, was wir hier als Erklärungen akzeptieren.

HELMUT MAYER

Owen Gingerich: „Gottes Universum“. Nachdenken über offene Fragen. Mit einem Vorwort von Peter J. Gomes. Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Rhiel. Berlin University Press, Berlin 2008. 147 S., geb., 19,90 €.

Kritik in Kürze

Schöner aussehen

Es gibt kein Entrinnen für uns, bereits der Titel „Wir Schönheits-Junkies“ stellt das klar. „Wir“ sind laut Christiane Zschirnt weiblich und gehören zu denen, die sich „ständig mit Bildern vergleichen müssen“. Dabei stellen wir fest, dass es im Vergleich mit Models kein Mithalten gibt, wir denken über Schönheitsoperationen nach, wir halten Diät, und wir fürchten das Alter. Vor allem aber werden wir in diesem „Plädoyer für eine gelassene Weiblichkeit“ vereinnahmt. Der Tonfall der Autorin ähnelt ab und an dem Jargon von Frauenzeitschriften, dann wieder klingt Zschirnt sarkastisch. Der Zwang zur Schönheit und seine gesellschaftliche Bedeutung werden seziert und die Mühsal offengelegt, die die tägliche Arbeit am eigenen Körper bedeutet. Streckweise liest sich das ganz unterhaltsam, beispielsweise wenn der durch die Frauenbewegung bewirkte Wandel bei Damenunterwäsche beschrieben wird. Leider bleiben die zur Veranschaulichung des Schönheitsstrebens verwendeten Beispiele von Eingriffen und Selbst-Verbesserungen ebenfalls dem kritisierten Wahn verhaftet. Sie scheinen ihn noch zu transportieren: Auch solche Opfer sind möglich! Anderorts wird die Autorin von ihrer Zielgruppe eingeholt: „Für eine systematische Kritik der Attraktivitätsforschung“, die als eine „Wissenschaft, die keine Wissenschaft ist“, beschrieben wird, sei ihr Buch nicht der richtige Ort. Das „wäre ein anderes Buch geworden und vermutlich eines, das Sie nicht sehr gerne lesen würden“. So empfiehlt sie lieber, nicht sofort die „Riemenschuhe“ zu verbannen oder statt teurer Kosmetik nur noch „Hautcreme“ vom Discounter zu kaufen, sondern sich „etwas zu entspannen“ und „darüber zu freuen, weder Celebrity noch Model zu sein“. (*Christiane Zschirnt: „Wir Schönheits-Junkies“. Plädoyer für eine gelassene Weiblichkeit.* Goldmann Verlag, München 2008. 255 S., br., 17,95 €.)

pard

Leichter lesen

Die Lesefähigkeit war einst ein Luxusgut, das vor allem den Frauen vorenthalten wurde. Ein Luxusgut waren auch die Figürchen aus edlem Meißner Porzellan, die dem Fotografen Rainer Griese für seinen Bildband „Lesen. Ohne Worte“ als Modell dienten. Nippespüppchen, Glas- und Holzmannchen, Gartenzwerge und Bronzeprinzen – sie alle haben eines gemein: Sie lesen. Griese schirmt die Figürchen, denen wir in dem farbenfrohen Band immer wieder begegnen, unter Glasglocken, Bechern oder Federbällen von der Umwelt ab, lässt sie in einer Buchstabensuppe versinken und mit Siebenmeißenstiefeln gehen. In assoziativer Folge versammelt Griese Skulpturen, Gemälde, Stiche und Fotografien von Lesenden. Oft verfremdet er die Abbildungen spielerisch per Fotomontage. Dadurch entstehen erstaunliche und humorvolle Bezüge zur literarischen Welt sowie Anspielungen auf bekannte Werke der bildenden Kunst. Herausgekommen ist eine Sammlung sinniger, lustiger, grotesker Leser-Kompositionen. Mit viel Leidenschaft für Kitsch drapiert Griese ein altes chinesisches Figürchen, das kaum die Größe einer Münze hat, auf einen Kirschblütenast. Einen anderen Lesenden inszeniert er als Heiligen. Auch wenn dieses Buch gänzlich ohne Text auskommt, ist es für Liebhaber des Lesens mit Sicherheit ein Vergnügen. (*Rainer Griese: „Lesen. Ohne Worte“.* Gerstenberg Verlag, Hildesheim 2008. 220 S., Farb-Abb., geb., 15,90 €.)

amue

Wie erzählbereit sie war, als müßten wir nun etwas sagen, was noch nicht gesagt worden war. Jetzt brachte sich Vergangenheit in Erinnerung, jetzt wollten wir mehr übereinander wissen, zur Sicherheit, zur Rechtfertigung oder nur zur Besänftigung, unser Bedürfnis danach ließ uns nicht zögern, Fragen zu stellen. Es ist eine lange Geschichte, sagte sie, mein Kopf lag in ihrer Armbeuge, und sie sagte: „Es ist eine lange Geschichte, Christian, sie beginnt noch während des Krieges, in Kent, im Himmel über Kent.“ „Wie-so im Himmel?“ fragte ich. „Mein Vater war Bordfunker in einem Bombenflugzeug, seine Maschine wurde schon beim ersten Angriff abgeschossen, seine Kameraden starben, er überlebte, sein Fallschirm funktionierte; so wurde ich Englischlehrerin.“ „So?“ fragte ich. Und Stella erzählte von ihrem Vater, der abgeschossen und in ein Gefangenenerlager gebracht wurde in der Nähe von Leeds, dort verbrachte er einige Wochen und überließ sich, wie die meisten Gefangenen, dem Stumpfsinn. Das änderte sich, als er mit anderen zu herbstlicher Feldarbeit eingeteilt wurde, die Arbeit auf der Farm von Howard Wilson machte ihm Freude, die politischen Vorträge im Lager, zu denen sie akkommandiert wurden, benutzten die meisten, um Schlaf nachzuholen. Stellas Vater aß mit den Wilsons an einem Tisch, er durfte an einer bescheidenen Geburtstagsfeier teilnehmen, und einmal baten sie ihn, ihren kranken Jungen zu einem Landarzt zu fahren, auf einem Fahrradanhänger. „Stammt dein Vater vom Lande?“ fragte ich. „Er war Elektriker“, sagte sie, „er konnte jedem beweisen, daß er bei unzureichendem Licht lebte, zu wem er auch

ging, er hatte immer ein paar elektrische Ersatzbirnen in seinem Koffer, die überließ er seinen Kunden zum Selbstkostenpreis, sein Lieblingskunde nannte ihn Joseph der Lichtbringer, die Wilsons nannten ihn Joe.

Warum er sich eines Tages, lange nach dem Krieg, entschloß, die Wilsons zu besuchen, erklärte er uns nicht, er meinte nur, es sei wohl an der Zeit, einmal bei ihnen anzuklopfen.“ Heute wisse sie, daß es ein verständlicher Wunsch sei, gelegentlich dort hin zurückzukehren, wo man eine wesentliche, vielleicht entscheidende Erfahrung gemacht habe. Das sagte Stella, und nach einer Pause sagte sie auch: „Sieben Tage, Christian, wir wollten nur einen Nachmittag bleiben, aber wir blieben sieben Tage.“ Ich kam und kam nicht von ihrem Bild los; während das Schulorchester spielte, blickte ich unverwandt ihr Photo an, es war, als hätten wir uns für diese Stunde verabredet, in der Absicht, uns etwas zu sagen, was wir noch nicht übereinander wußten. Zweimal hatte ich unserem Orchester bei den Proben zugehört, dem Orchester und dem Chor, nun, vor deinem Bild, ergriff mich die Kantate unerwartet stärker. Diese Ausgesetztheit, diese verzweifelte Suche und das Hoffen auf Antwort, auf Erlösung, angerufen wurde die sieghafte Kraft, die bei ihnen ist, bei Vater und Sohn, ihre Zeit ist die allerbeste Zeit. Wie dein Gesicht auf einmal leuchtete, Stella, dies Gesicht, das ich überall geküßt hatte, auf die Stirn, auf die Wangen, auf den Mund. Lob und Herrlichkeit, ich nenne die Namen und ergebe mich, Glorie sei Dir. Und dann dies Amen, das unser Orchester echohaft aufnahm, das leiser wurde und sich wunderbar verlor an ein Universum

des Trostes, überwunden der Actus Tragicus. Ich starrte auf ihr Gesicht, nie zuvor hatte ich das so mächtige Gefühl eines Verlustes empfunden; seltsam genug, denn vorher war mir nicht bewußt geworden, das, was verlorenging, zu besitzen. Als Herr Block aufs Podium stieg, dachte ich schon, daß er abermals eine Rede halten würde, doch er dankte uns nur, dankte für unser Schweigen. Er forderte uns nicht ausdrücklich auf, die Aula zu verlassen, wortlos deutete er auf die beiden Ausgänge, und die Menge setzte sich in Bewegung, staute sich, verdünnte sich, strebte auf die Korridore hinaus, wo sogleich Stimmen lärmten. Ich hielt mich zurück, ich wartete, bis auch die Kleinen von der Fensterfront zum Ausgang gefunden hatten, dann trat ich ans Podium heran, schaute mich kurz um und brachte Stellas Photo mit einem schnellen Griff an mich. Ich schob es unter meinen Pullover und verließ mit den anderen die Aula. Nach der Gedenkstunde fiel der Unterricht aus, ich ging die Treppen hinab zum ersten Stock, wo mein Klassenzimmer lag, betrat das leere Zimmer und setzte mich an meinen Tisch, Stellas Photo legte ich

vor mich hin. Lange konnte ich so nicht sitzen, ich verwahrte das Photo in der Schublade und beschloß, es nach Hause zu bringen und dort neben die Aufnahme meiner Klasse zu stellen. Ein Tourist hatte dies Klassenbild gemacht, ein alter pensionierter Lehrer, der im Seeblick wohnte und der mit Stella bekannt war. Er gruppierte uns auf seine Art: erste Reihe liegend, die zweite kniend, dahinter die Größten stehend und im Hintergrund drei in Kiellinie auslaufende Fischkutter. Du standest aufrecht zwischen den Knien und legtest den nächsten eine Hand auf den Kopf. Am Bildrand – ich weiß nicht, warum – stand Georg Bisanz, der Lieblingsschüler, beidhändig drückte er ein Paket an sich, einen Packen Hefte, auch mein Heft war darunter. Georg hatte das Vorrecht, die Hefte einzusammeln. Ich war nicht überrascht, als sie zu Beginn der Doppelstunde das Aufsatzthema nannte, Stella hatte uns im voraus geraten, unter anderem Farm der Tiere zu lesen, enttäuscht war ich nur über die Kühle, ihre Sachlichkeit, in ihrem Blick lag kein Ausdruck geheimer Verständigung, sie überging jede Anspielung darauf, was wir teilten und was uns gehörte. So wie sie

die anderen anschaute, so schaute sie mich an; auch als sie neben meinem Tisch stand – ihr Körper war so nah, daß ich ihn hätte an mich ziehen können –, glaubte ich, eine unerwartete Distanz zu spüren: Was geschehen ist, ist geschehen, du kannst dich jetzt nicht darauf berufen. Ich war sicher, meine Abschlubarbeit in Englisch zu Stellas Zufriedenheit geschrieben zu haben, mir hatte es Freude gemacht, den Aufstand der Tiere auf Mr. Jones' Herrenfarm zu schildern, die danach nur Farm der Tiere hieß. Dem Wortführer des Aufstandes, dem fetten, klugen Eber Napoleon, der in der Kunst der Überredung glänzte, hatte ich meinen vorsichtigen Respekt bezeugt. Besondere Erwähnung fanden die sieben Gebote, die die Tiere sich gegeben hatten und die mit weißer Farbe auf eine geteerte Wand geschrieben waren – eine Art Gesetzestafel, die ich als verbindlich bezeichnete für alle Lebewesen. Einige der Gesetze hob ich hervor, zum Beispiel das erste Gesetz: Wer auch immer auf zwei Beinen geht, ist ein Feind. Und auch das siebte Gebot: Alle Tiere sind gleich. Ich war zufrieden mit meiner Arbeit, und ich wartete ungeduldig auf die Rückgabe der Hefte, eine Stunde, in der Stella es nicht versäumte, die Gründe zu nennen, warum einer befriedigend, ein anderer mangelhaft oder gut bekam – zu sehr gut hatte sie sich bisher nur ein einziges Mal bereit gefunden. Aber sie kam nicht, mehrere Stunden fielen aus, und es war nicht leicht zu erfahren, was sie daran hinderte, ihren Unterricht fortzusetzen. Heiner Thomsen wußte, wo du wohnst, er kam jeden Tag von Scharmünde nach Hirtshafen, ein Klassenkammerad war er nicht. Das Zimmer im Seeblick hatte Stel-

la nur für ein paar Tage in den Ferien, ich hoffte, sie zu Hause zu treffen, und trotz mancher Bedenken machte ich mich auf den Weg. Ich mußte einfach wissen, was geschehen oder was ihr zugestoßen war, mitunter regte sich der Verdacht, daß sie auch meinewegen der Schule fernblieb. Am nächsten Tag fuhr ich nach Scharmünde, ich fand ihre Straße, ich fand ihr Haus, der alte Mann auf der Gartenbank saß wie zu Feierabend da, er hielt in einer Hand eine Pfeife, in der anderen den Knauf eines Stocks. Als ich das Gartentor öffnete, hob er sein Gesicht, ein fleischiges, schlecht rasiertes Gesicht, und blickte mich lächelnd an. „Komm näher“, sagte er, „komm näher, oder muß ich Sie' zu dir sagen?“ „„Du“ genügt“, sagte ich, „ich bin noch Schüler.“ „Sieht man dir nicht an“, sagte der alte Bordfunker, und nachdem er mich einen Augenblick prüfend gemustert hatte, fragte er: „Ein Schüler von ihr, von meiner Tochter?“ „Frau Petersen ist meine Englischlehrerin“, sagte ich. Er war zufrieden, mehr brauchte ich über den Grund meines Besuches nicht zu sagen. Er rief: „Stella“, und noch einmal, mit dem Gesicht zur offenen Tür: „Stella.“ Sie kam, sie schien nicht allzu verwundert, als sie mich neben ihrem Vater sah, vielleicht hatte sie mich auch kommen sehen und sich vorbereitet auf den Augenblick der Begrüßung. Bekleidet mit Jeans und Polohemd, trat sie aus dem Haus und sagte: „Wie ich sehe, Dad, hast du Besuch.“ Mit ihrem Händedruck gab sie nicht mehr zu erkennen als ein sachliches Willkommen. Formelhaft bemerkte sie: „Wie nett, Sie wiederzusehen, Christian.“ Kein Befremden, kein Vorwurf und noch viel weniger ein verstohlenes Zeichen der Freude.

Fortsetzung folgt